



Feierabend



Nr. 33.

Unterhaltungsbeilage.

1931.

Die Todgeweihten grüßen Dich! „Gemarterten-Schreie in der Kulturwelt“.

Trotz aller Warnungen gelingt es dem französischen Imperialismus noch immer, unter den jungen Leuten der anderen Nationen Opfer für den Moloch Fremdenlegion einzufangen. Der Bestand dieser Fremdenlegion ist ein Schandmal der Zivilisation. Zu siebzig Prozent sind es Deutsche und Oesterreicher, die den Lodungen der Werber folgen und sich für den Sklavendienst in den afrikanischen französischen Kolonien anwerben lassen, wo sie ein schreckliches Schicksal erwartet, denn nicht nur daß sie auf das brutalste behandelt werden, wird auch mit ihrem Leben in der leichtfertigen Weise umgegangen. Es genügt die Feststellung, daß bis zum Jahre 1920 über 250.000 Deutsche ihr Leben im Dienste der Fremdenlegion verloren haben. Fred Westphal, Bundesvorsitzender des Schutzverbandes gegen die französische Fremdenlegion in Düsseldorf hat nun unter dem Titel „Gemarterten-Schreie in der Kulturwelt“ im Verlage von Robert Laß Nachfolger, Stuttgart ein Buch (Mk. 2.50) erscheinen lassen, das Briefe deutscher Söhne aus der Fremdenlegion enthält, denen auch mehrere Bilder nach Photographien beigezweigt sind. Wer sich über diese menschenmordende Einrichtung informieren will, wird dies am besten an der Hand dieses Buches tun können, das der lügenhaften und beschönigenden Propaganda für die Fremdenlegion erbarmungslos die Maske vom Gesicht reißt. Mit Erlaubnis des Verlages sei nachstehend eine Leseprobe aus dem Buche abgedruckt:

... dieser Posten ist die Hölle. Hundertfünzig Männer, eingeschlossen in ein Bierdeck von weißgetünchten Mauern unter ewig blauem Himmel. Glühend, unbarmherzig sengen die Strahlen der Sonne herab, die Luft zittert und die Augen schmerzen vom grellen Licht. Acht Monate sind wir schon hier, noch sehe ich den Tag unserer Ankunft auf diesem gottverlassenen Posten.

Nach langem qualvollen Marsch kamen wir an, die alte Besatzung war schon fertig zum Abmarsch. Eine tolle Lustigkeit hatte die Leute befallen, aber ihre Gesichter waren abgezehrt und tief lagen die Augen in den Höhlen. Nun weiß ich, warum die Kerle so lustig waren. Die Formalitäten der Uebergabe waren schnell erledigt,

zogen die Abgelösten fort und noch lange hörten wir ihr Singen.

Wir richteten uns ein. Der Posten war noch nicht alt, jede Front der Mauer ist etwa 100 Meter lang, 5 Meter hoch, an der Innenseite die Wohnungen der Offiziere und Mannschaften, Küche und Latrine, neben dem Tor die Wache und der Prison. Kleine Zellen, jede 2,50 Meter lang und 1,20 Meter breit, in jede Tür ist ein kleines Gitter eingelassen und vier Zellen sind es. Im Hof ein tiefer Brunnen, aber sein Wasser ist immer warm und schmeckt bitter. Wir sind aber an das Wasser der Sahara gewöhnt, freilich im Anfang litten wir alle an Durchfall und manch einer ging zugrunde daran. Kaum tausend Meter vom Posten beginnen die Dünen und Hunderte von Kilometern im Umkreise nichts als Sand. Wir machen Streifzüge in den Dünen, um das Gelände kennen zu lernen, weit können wir freilich nicht gehen, denn die Dorns streifen überall. Bei Tage sieht der Posten oft Reiter in der Wüste, aber sie kommen nicht näher, obwohl bei uns die einzige Wasserstelle im weiten Umkreise ist. Die Araber aber haben ihre geheimen Brunnen. Einmal der Woche reiten unsere beiden Goums nach Beini Abbes die Post holen und gestern kamen sie auf total erschöpften Kamelen an. Untertwegs sind sie überfallen worden, kamen aber durch. Ahmed hat eine Kugel in die Brust erwischt, er liegt nun im Lazarett. Einen Arzt haben wir nicht, der Kapitän hat ein paar Medikamente, Jod, Chinin und Opium, ein bißchen Verbandzeug, das ist alles. Ich bin hier Sanitäter, aber helfen kann ich wenig. Mesaou, der andere Goum, sitzt neben seinem Kameraden, mit dem es zu Ende geht, das Blut habe ich stillen können, das Atmen macht ihm Mühe, blutiger Schaum steht ihm vorm Munde, gegen Mittag wars vorbei. Wir haben ein tiefes Loch in den Sand gegraben, Mesaou beletete. Der Sand schützt die Leichen nicht, bald werden die Schakale heulen, es klingt grauig in der Nacht. Wunderbar sind die weißen Nächte hier im Süden und der Mond scheint so hell, daß man im Freien lesen kann. Dann sitzt der Goum einsam an der Mauer und entlockt seiner Blöte seltsam traurige Weisen. Die Einsamkeit

lastet auf uns, der Kapitän und der Leutnant sind krank. Beide waren frisch aus Frankreich gekommen und waren anfangs sehr scharf, aber die Gluthitze hat sie schlaff gemacht, nun macht ihnen das Wasser zu schaffen. Der Leutnant steht schon nicht mehr auf, um zur Latrine zu gehen, und sein Bürsche flucht, weil er so viel waschen muß. Er ruht mich oft, die ganzen Dym-pellen hat er geschluckt, hat auch anfangs geholfen, aber das Wasser verdirbt alles wieder und nun versuche ich mit unserem alten Mitteldchen, gebe ihm Kaffeesatz und ungesalzene Reis, aber es ist zwecklos, er verliert zu viel Blut und der Mann ist nur noch Haut und Knochen. Heute frug er mich, ob er sterben muß, soll ich sagen nein? Er weiß so gut wie ich, daß es für ihn keine Hilfe gibt. Stundenlang liegt er still, bis ihn die Anfälle reizen. Der Kapitän hält sich zwar noch, aber oft sieht er lange auf der Latrine und schleppt sich dann mühsam in sein Zimmer, das er kaum noch verläßt. Solihlo führt nun die Kompagnie. Der Schreden von Keanes wird er genannt, vom frühen Morgen an jagt er die Kompagnie durch die Dünen und erfindet immer neue Schikanen, um uns zu quälen. Ein fürchterlicher Sadist, der ein höllisches Vergnügen an unseren Leiden findet. Das ist der Typ eines richtigen Legionsunteroffiziers und die uns das Leben zur Hölle machen. Er ist der bestgehäßte Mann im Posten. Viele Kugeln sind ihm bestimmt, aber keine trifft. Gibt er einen Befehl, so greift er gleich zur Pistole. Vorgestern hat er den kleinen Weber mit dem Kolben ins Gesicht geschlagen, daß der Arme blutüberströmt zusammensackte und das ohne Grund, nun liegt der arme Teufel im Prison. Wenn er vor Schmerz schreit, dann höhnt Solihlo und ich darf dem Verletzten nicht helfen. Einmal schreit Weber verzweifelt in den Hof: „Komm her, du Surenkind und laß mich raus, ich reiße dir dann deine stinkigen Gedärme aus dem Bauch, du von der Syphilis zerfressenes Vieß!“ Solihlo grinst dann wie der Teufel.

Die Zellen sind immer voll und die Hitze steigt von Tag zu Tag. Es gibt weniger Dienst und alles liegt schlaff in den Zimmern. Nur, wenn die Sonne untergeht, wird die Besatzung lebendig und

Erinnerung eines Arbeitsmädchens.

Wein erster Tag in der Fabrik brach jäh ab, als die Saalfirene den Schwall der häßlichen Geräusche gesteigert häßlich übertönte.

Ich zitterte,
ich taumelte,
ich war wie taub,
ich war wie blind ...

Und draußen, vor dem Tor des Werkes, da ging der Wind, da schien die Sonne, da stand am Rand der lahnen Mauer — mein jüngstes Schwesterchen und rief: „Hilbe!“

Nach stundenlangem Stahlgeklirr — und Stahlgeklirr — ein Klang in Wind und Sonnenschein, ein Ton aus märchenhafter Ferne, ein Wort an mich, für mich allein: „Hilbe!“

Ein harter Herzdruck löste sich, ein Blut aus Stahl und Eisen wich — zwei Tränen kamen mir gerollt, die ich doch gar nicht weinen wollt' ...

Das weiß die Sonne und der Wind:
Da war ich noch einmal ein Kind ...
Tut, ein Wirker.

Triecht aus ihren Höhlen. Wir haben nun auch den Leutnant begraben. Der Kapitän steht auch nicht mehr auf und es ist nur noch eine Frage von Tagen. Was wird dann aus diesem verrückten Posten, wenn der Schreden allein herrscht? Die Angriffe der Dsch werden immer dreister, jeht schwirren ihre Kugeln schon am hellen Tage über den Posten. Höhnisch gellt nachts ihr Geheul zwischen ihren Salven, wir antworten kaum, ab und zu schicken wir eine Mine rüber, dann wirds still. Oft krachen ihre Schüsse in unsere Länze ... ja, wir tanzen! Mejaoud bläst Flöte und ich schlage den Tam-Tam, andere liegen am Boden und begleiten die Höllenmusik mit Händeklatschen, drei oder vier tanzen — wie die Weiber da unten in Sidibel-Abbes wackeln mit den Hintern und brüllen dazu lästerliche Lieder. Bis zum Morgengrauen tobt die Orgie und geflossen wird dazu Wein, davon haben wir genug. Heute Mittag haben sich die Sergeanten in der Messe geprügelt ... Dubois hat von Holziglo mit der Flasche eines über den Schädel bekommen, nun host er jammernd vor mir und läßt sich die Splitter aus dem Kopf suchen, dabei flucht und jammert er, flucht über seinen Vater, der Pastor irgendwo in Belgien war, und seine Mutter, die Bauerinmagd, die 15 Kinder hatte. Der Streit entstand, weil Holziglo den kleinen Krämer, Dubois' Bursche, haben wollte, aber die beiden waren doch verheiratet. Der kleine Krämer ist ein stinkiges Tier, eine richtige Sure, geht immer sauber und schwenkt den Hintern in seiner zu engen Hose. Oft gibt es Streit wegen ihm auch unter den Mannschaften. Hat immer ein paar Freunde, die ihm sein Zeug machen. Seit Monaten haben wir kein Weib mehr gesehen. Scheußliche Laster sind eingerissen. Hoho ... wir heiraten ... Es wird nicht mehr geheim gehalten. So eine Hochzeit wird mit allem Pomp gefeiert, mit Pfarrer und Trauzeugen und die ganze Handlung ist eine fürchterliche Gotteslästerung und das Ende ein wahnsinnige Orgie.

Die Neuvermählten ziehen nun zusammen und es ist ein Gurren und Kosen, daß einem das Kagen ankommt. Woher kommt das? Macht das die Hitze, die geiste Luft? Freilich, noch niemals waren in Söldnertruppen Schäfersitten zu finden und Legionäre sind keine Sonntagskinder. Und was tut der Staat, dem wir dienen? Nichts, nichts! Legionäre sind da, um zu sterben und was sie tun, bevor sie verrecken, das sind ihre Sachen. O, es ist entsetzlich. Mancher hält sich noch fern, aber bald wird auch für ihn die Stunde kommen. Weicht du, wie viel Selbstmorde wir bisher haben? 17!! Der hat sich aufgehängt, jener schoß sich auf Wache ein Kugel durch den Schädel, zwei sind in die Wüste gelaufen und in der Nacht haben die Kraber ihre Köpfe vor das Lager geworfen. Der Kapitän ist tot!

Ein rätselhafter Mondfrater.

Der Mond, der gute, treue Erdbegleiter, ist der Erde so nahe, daß man mit Hilfe der modernen Fernrohre von seiner sichtbaren Oberfläche schon bessere und genauere Karten angefertigt hat als von manchem wenig erforschten Teile der Erde. Aber trotz der Nähe unseres Trabanten gibt es auf seiner Oberfläche noch viele Erscheinungen, die rätselhaft und ungeläut sind und noch der Lösung harren. Da sind zu B. die hellen Strahlen auf dem Monde, die besonders auffällig vom Berge Tycho ausgehen und von denen man sich noch keine rechte Vorstellung machen kann, um sie befriedigend erklären zu können. Ebenso verhält es sich mit der Farbenänderung einzelner Teile des Mondbodens, die sich in den großen Fernrohren deutlich bemerkbar macht und die von einigen Gelehrten als das Gedeihen eines primitiven Pflanzenwachses gedeutet wird.

Eines der interessantesten Objekte für große Instrumente ist aber zweifellos der große Mond-

krater Eratosthenes, der südlich von den Mondapennin liegt. Der Krater hat einen so gewaltigen Umfang, daß mehrere Städte von der Größe Berlins in ihm Platz finden können. Der hervorragende amerikanische Astronom W. S. Pidering hat unzählige Male diese Mondgegend beobachtet und dabei eine Erscheinung gefastet, die er lange Zeit für das Phantasieprodukt seiner überanstrengten Augen hielt. Im Innern des Kraters sah er dunkle Flecke in den verschiedensten Formen über den Boden dahinziehen, ohne daß sie jedoch den gewaltigen Ringwall des Kraters überschritten. Nacht für Nacht beobachtete er dieses seltsame Bild, und immer wieder sah er, begünstigt durch einen ausgezeichneten Himmel in ideal gelegener Gegend, wie diese rätselhaften Schatten ganz langsam hin und her wanderten, von einem Teil des Ringwalles zum andern. Schatten von Bergespitzen konnte es nicht sein, da diese sich nicht bewegen würden. Nach und nach kam Pidering zu der Auffassung, daß es Lebewesen sein müßten, die dort, im Innern des Eratosthenes-Kraters, bei Sonnenaufgang erwachten, in riesigen Schwärmen, gleich gewaltigen Heuschreckenschwärmen, auf Nahrungssuche gingen, um nach Beendigung des vierzehn Erdentage währenden Mondtages wieder in eine Art Todesschlaf zu versinken.

Ist das Vorhandensein niederer Lebewesen auf dem Monde wirklich vollständig unmöglich? Eigentlich nicht. Bei dem Krater Linné glaubt man noch eine geringe vulkanische Tätigkeit festgestellt zu haben, da man verschiedentlich bei ihm „Dämpfe“ gesehen hat. Der Mond ist also wahrscheinlich noch nicht ganz tot und abgestorben. Im Innern einiger Krater mögen sich noch Reste von Atmosphäre erhalten haben, die niedrigen Lebewesen ausreichende Sauerstoffmengen bieten. Wenn auch irgendwelche Spuren von Luft und Wasser auf unserm Trabanten nicht wahrnehmbar sind, so wird doch auch von der exakten Forschung die Möglichkeit einer Mondatmosphäre zugegeben, die ein Zweitausendstel der Dichte der Erdatmosphäre beträgt.

Unsere Kakteen.

Von Friedrich III.

Die Annahme, daß für die Kakteen die wüsten Erde die beste sei, ist irrig. Das Heimatland der Kakteen sind vegetationsarme und trockene Gegenden. Die hier beschriebenen Voraussetzungen können in unseren Bümentöpfen nicht geschaffen werden. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß den Kakteen in der heimatischen Erde mineralische Nährstoffe in Hülle und Fülle zur Verfügung stehen. Unter dem Einfluß der Sommerglut kolonisiert der kalkhaltige Boden, die nachfolgende Regenzeit zerlegt ihn wiederum zu salpetersauren Salzen und anderen Pflanzennährstoffen. Wollten wir also Kakteen auf ausgesprochen magerem Boden ziehen, so würden die Pflanzen kränkeln und anfällig gegenüber dem Ungeziefer werden. Ebenso schädlich ist ein Uebermaß an Nährstoffen; die Kakteen werden dann schwammig und sind in diesem Zustande sehr schwer zu überwintern.

Manche Kakteenfreunde ziehen schwere, zum größten Teil lehmige Erde vor; andere wieder behaupten, mit leichter sandiger Mißbeet- oder Komposterde die richtige Mischung gefunden zu haben. Hier das Richtige zu treffen, hängt davon ab, wie die Möglichkeit der Ueberwinterung der Kakteen ist. Schwerere Erde wird vorzuziehen sein, wenn die Umstände eine kühle Ueberwinterung erfordern, die Pflanzen also trocken gehalten werden müssen (von November bis Anfang März). Ist die Möglichkeit einer Ueber-

winterung bei 10 bis 12 Grad Wärme möglich und kann man die Pflanzen wöchentlich mindestens einmal begießen, dann verwendet man vorteilhafter leichtere, gut durchlässige Erde. Zu guter Letzt hat man das Alter der Pflanzen zu berücksichtigen: je älter und kräftiger, desto schwerer die Erde.

Als Mittelweg wird man folgende Mischung ansprechen können: Ungefähr zwei Teile Laub- oder Mißbeeterde, einen Teil Rosenerde mit Lehmzusatz, Sand oder Kalkschutt; außerdem, unter die Erde gemischt, ein kleiner Teil Ziegelsteinbrocken in Erbsengröße. Um das Verfaulen des Bodens zu verhindern, ist ein Zusatz von ungefähr ein Sechstel kleingeschlagener Holzloble sehr vorteilhaft. Die Beimischung von Naturdünger ist ungewöhnlich, da jederzeit in idealer Weise mit künstlichem Dünger (am besten Kalk-Harnstoff-Phosphormischung) nachgeholfen werden kann.

Die Vermehrung der Kakteen durch Ausfaat ist einfach. Frische Saat, leichte sandige Erde in einem reinen Gefäß und reichlich Luft und Wärme bürgen für ein gutes Auslaufen. Der Samen wird zunächst, sollte er noch im Fruchtfleisch eingebettet sein, von diesem durch Auswaschen befreit. Dadurch vermeidet man die Schimmelbildung in den Saatgefäßen und ein Umsinken der Sämlinge. Ist der Samen wieder getrocknet, daß die einzelnen Körner nicht mehr

aneinanderkleben, dann werden sie auf die vorher peinlich gesäuberten und geöfneten Töpfchen oder Schalen gleichmäßig verteilt. Durch ein feines Sieb wird soviel Erde darübergestreut, daß der Samen ungefähr doppelt so hoch bedeckt ist, als er selbst dick ist. Nicht mehr, sonst wird ein Aufgehen in Frage gestellt. Nachdem dies geschehen, wird sorgfältig angefeuchtet und das Ganze mit einer Glasscheibe bedeckt. Um der Gefahr des Austrocknens vorzubeugen, lege man über oder unter das Glas zum Schutze gegen die Sonne weißes Papier. Auch ein Ueberstreichen mit Kaltnilch tut gute Dienste. Nach etwa zwölf bis vierzehn Tagen, manchmal auch schon nach fünf, zeigen sich hellgrüne, senfformgroße Kügelchen, die nun im vollen Licht stehen sollen, nicht aber in der vollen Sonnenglut. In der Mittagszeit ist also nach dem Aufgehen des Samens auch noch zu schattieren. Ungefähr drei Wochen später werden diese Sämlinge in sandige, leichte Erde verpflanzt. Dieser kann nun schon etwas Kalkstreu beigemengt werden. Verpflanzt wird, sooft und sobald die Erde grün und sauer wird. Es ist gut, Sämlinge im ersten Jahr immer unter Glas zu halten. Die beste Aussaat fällt in die Monate März bis April.

Möglichst ist auch Stecklingsvermehrung. Die beste Zeit hierfür sind Frühjahr und Frühlings-

mer. Mit einem scharfen Messer wird der Kopfsteckling waagrecht so abgetrennt, daß die neue Pflanze gleich sein möglichst tolles Exemplar abgibt. Etwas kranke Stellen lasse man lieber am Stumpf der alten Pflanze. Der gewonnene Steckling muß einige Tage an der Luft und Sonne bleiben, damit die Schnittfläche soweit abtrocknet, bis sich darauf ein glatter, hautartiger Ueberzug gebildet hat. Erst dann kommt der Steckling (kleiner Topf, bzw. flache Schale) in sandige Erde oder Torfmasse. Eine Beimischung von reingewaschenem Sand und Holzstohlenpulver ist zu empfehlen. Der Steckling wird nun ein bis zwei Zentimeter tief eingesteckt, und zwar so, daß die Schnittfläche auf eine Unterlage von Holzstohlenpulver zu stehen kommt. Die Erde um den Steckling wird ringsum gleichmäßig festgedrückt und befestigt durch mehrere beigelegte Stäbchen.

Seitenprossen schneidet man so, daß die Schnittfläche möglichst klein ausfällt, also dicht an der Mutterpflanze.

Bis zur Wurzelbildung ist es gut, die Stecklinge geschlossen zu halten. Deshalb stelle man die kleineren Töpfe mit den Stecklingen in einen großen Topf und bedecke diesen mit einer Glasscheibe. Gegoßen wird möglichst wenig.

Menschen. Aber nicht arbeiten für einige wenige sollt ihr, damit dieser ein gutes Leben, Licht und Sonne genießen, nein, sondern dafür, daß aller Wohlfahrt gemehrt wird. Dies zu erreichen, müssen alle Schaffenden zusammenstehen! Denn wird die Kraft des einzelnen geschont. Ihr braucht euch nicht zu quälen um geringen Lohn, dann arbeitet ihr, ohne ausgebeutet zu werden, zu eurer und aller Befriedigung.

Deshalb sich uns nicht scheel und mißtrauisch an, sondern hilf uns Räder surren machen, um für dich, deine Brüder und Schwestern Wohlstand und Freude zu erarbeiten. Geht, vereinigt euch alle zu einem mächtigen Heer der Arbeit gegen alle Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.

Aber nur, wenn ihr alle einig seid, werdet ihr siegen!"

So sangen die Räder! Wir ward feierlich zumute, wie einem, der herrliche Musik hört. Doch da rief mich der Meister an: Ich schraf zusammen, sah nach einem Haat, sahte unglücklicherweise in das Räderwerk; dann wurde mir schwarz vor Augen — — — Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bett, einen stechenden Schmerz in der Schulter spürend. Das Herz drohte mir stillzustehen! Mein einer Arm war nicht mehr da, dafür aber ein entsetzlich großer Verband an meiner Schulter. Ich weinte laut auf

Ueber diese Zeit laßt mich hinweggehen: Ich wurde gesund, ging wieder in die Fabrik, aber an der Maschine konnte ich nicht mehr arbeiten.

Was mir die Räder gesungen hatten, erzählte ich den Brüdern; sie ballten die Fäuste. Wir gelobten alle, dafür zu kämpfen, was die Räder mir gesungen hatten, und vertrauen darauf, daß bald die Zeit kommt, da die Räder für uns alle und nicht mehr für die wenigen surren und dröhnen — — —

Vater Jansen hatte geendet, die Kinder hatten die lange Geschichte mit angehört. Sie gingen an diesem Abend nachdenklich und still nach Hause, während sie sonst mit Lärm davon sprangen.

Die singenden Räder.

Von W. Glöckner.

Draußen vor der Stadt spielten und larmten die Kinder — es dunkelte bereits. Der Mond lugte hinter dem Walde hervor und der Abendstern schwamm wie eine große blauleuchtende Kugel im weiten Himmelsgewölbe.

Vater Jansen saß vor dem Hause auf der Bank, schmauchte sein Pfeifchen und guckte gedankenvoll in den Himmel.

Einige Buben und Mädchen kamen angesprungen, sich an seine Knie lehrend.

„Erzähl uns eine Geschichte“, baten sie, „du kannst das so gut, Vater Jansen!“

Vater Jansen nahm bedächtig die Pfeife aus dem Mund: „Kindings, ihr kennt längst alle meine Geschichten — ich weiß keine mehr. „Ach, bitte, bitte“, drängten die Nangen, „dir wird schon etwas einfallen.“

Sage doch einmal, Vater Jansen, wie kommt es, daß du nur einen Arm hast?“ fragte ein kleines Mädel.

„Oho“, sagte dieser, „das ist eigentlich eine Geschichte, die ich euch erzählen will; ihr müßt aber ein bißchen hübsch ruhig dabei sein!“

Die Buben und Mädel wurden mäusehinstill und drängten sich eng an Vater Jansen heran, damit ihnen nur ja kein Wort verloren gehe — — —

„Seht ihr,“ begann dieser, „so jung wie ihr war ich auch einmal, nur bin nicht so wild, sondern stets ein stiller Junge gewesen, der viel vor sich hinträumte. „Nieselpeiter“ sagten darum die Leute zu mir. Sie verstanden nicht, wie ein Junge still sein konnte, weil sie selber laut und lebhaft waren und den Kopf voll allerlei Krimskrams hatten. Sie konnten nicht ahnen, daß mein Träumen Ursachen hatte, die ich damals selber nicht verstand. Ich liebte alles, was mich umgab, die Sonne, die Vögel, Blumen, Wolken und den Wald; das waren mir vertraute Dinge, mit denen ich geheime Zwiesprache hielt. Was hörte ich dabei für viele wunderfame Dinge, die eben die andern nicht vernahmen. Die Vögel erzählten mir von ihren weiten Reisen; die Wellen des Baches plauderten von den großen Bergen, von denen sie kamen, und wenn der Wind durch die Wipfel der Bäume strich, dann war mir das wie Musik. Darum kümmerte mich das

Gerede der Menschen gar nicht, nur wurde ich traurig, wenn der Vater manchmal ärgerlich zur Mutter sagte, was soll bloß aus dem Jungen einmal werden? — — —

Ich kam aus der Schule und wurden in eine große Fabrik in die Lehre gegeben. Ach, welch eine schreckliche Zeit war das zuerst! Die Sonne sah ich nur noch durch die blinden Glasscheiben, und den Wolken konnte ich nicht mehr nachschauen. Tief traurig und bedrückt machte mich das zuerst ärgerlich und nachher unzufrieden. Nichts war mir mehr recht, den Menschen ging ich ganz aus dem Wege.

Und dann dieser ungeheure Lärm in dem Fabriksaal! Horchte ich früher auf den Gesang der Vögel, so dröhnte mir jetzt das ewige Summen und Sämmern der Maschinen in den Ohren. Immer unzufriedener wurde ich mit mir und der Welt, selbst nach Feierabend freute mich draußen nichts mehr.

Bis auf einen Tag, den ich nie in meinem Leben vergessen werde. So ein recht goldiger, warmer Sommertag blähte draußen; ich stand an die Maschine gelchnt und träumte wieder einmal von silbernen Altsommerfädchen, die durch die blaue Luft zogen, von Vogelgezwitscher und grünem Wald. Hatten vorher die Maschinen immer gräßlich gesurr und gedöhnt, so klang mit einem Male das Räderfurren wie melodisches Klingen an mein Ohr. Die Räder sangen und ich horchte auf die Melodie. Ich hörte ganz deutlich, was sie sangen:

„Junges Menschenkind, weshalb bist du unzufrieden mit dir und deinem Schicksal, dir geht es nicht allein so. Den Wunsch, draußen in Licht und Sonne zu sein, hast nicht nur du — nein — alle deine Brüder auch. Sie schauen ebenfalls mit Sehnsucht hinaus und können doch nicht fort. Können nicht weg, weil sie Geld verdienen müssen, um zu leben und nicht zu verhungern. Siehst du, wenn die Menschen leben wollen, müssen sie arbeiten. Nur wie, für was sie jetzt zu arbeiten haben, das ist eine Ungerechtigkeit. Sie arbeiten für jene, denen die Fabriken, die Maschinen gehören, die werden reich, indem ihr alle für sie arbeitet, sie beuten auch aus! Darum sagen wir Räder: Arbeiten müßt ihr alle, ihr

Der Unterrock ist im Anzug.

Aus England dringt die Kunde zu uns, daß der Unterrock im Anmarsch ist. Vorläufig schämt er sich noch seiner Wiedergeburt und tritt, vor Spizen düstern unterbrochen, auf. Aber wir werden gut tun, an dem kompakten Wesen der Keuerung nicht zu zweifeln. Wir haben in der letzten Zeit modische Requisiten anerkennen sehen, die wir längst im Zarge der Kulturgeschichte begraben glaubten: das lange Kleid, die Schleppe, sogar das Korsett meldeten sich von der Reife zurück; und die „praktische Kleidung“ der Frauen, deren Schönheit noch vor kurzem lebhaft gepriesen wurde, ist verurteilt, am Vormittag und beim Tennisspielen eine bescheidene Rolle zu spielen.

Die Befreiung des weiblichen Körpers war eine Episode. Man hält es nicht für möglich, aber es ist trotzdem so. Und nun klopfst auch noch der Unterrock, sozusagen, an die Tür! Vor mehr als einem Jahre schrieb ich in einer gereimten Glosse:

„Doß wäre also der neue Stil:
Immer jung, immer kurz, immer schlangel,
Doch schon wird der Frau das Zutwenig
zuziel.“

Es war nicht ihr Ernst, sondern wieder nur Spiel.

Und sie spuckt in den Kleiderschraak.“
Inzwischen haben sich modischerseits (und auch sonst schreckliche Dinge bezogen, und wen heute einen Saal „modern“ gekleideter Frauen sieht, kippt aus den Pantinen und schlägt mit dem Schädel an der Jahrhundertwende auf. Die

„moderne“ Frau hat sich freiwillig ins vorige Jahrhundert zurückbegeben. Mit der Mode hat's begonnen und die anderen kulturellen Errungenschaften werden ebenso gern und ebenso leicht aufgegeben werden.

Denn das ist das Ausschlaggebende: Die Reaktion der Mode ist nur der kleinste Teil einer kulturellen Gesamtreaktion.

Der nahende Untertrock ist wiederum ein Anzeichen für die von der „Gesellschaft“ erwünschte kulturelle Reaktion. Die nächste Mode wird: das Breit vorm Kopf. Und auch die Mode werden die meisten mitmachen. Wohl bekommt's.
Erich Kästner.

10 Gebote zur Selbstrettung.

1. Verne schwimmen, springen und tauchen.
2. Beachte und befolge die Baderegeln.
3. Bewahre bei allem, was dir im Wasser zufließt, Ruhe und Besonnenheit.
4. Bei eintretender Ermüdung gehe zur Rückenschwimm- oder Rückenlage über, und zwar zum Rücken paddeln.
5. In der Not hebe nie die Arme über Wasser.
6. Bei auftretenden Hindernissen versuche zu tauchen.
7. Auftretende Krämpfe versuche durch Erzeugung von Gegenruck auf die betreffenden Muskelpartien zu beseitigen.
8. Bei Verwicklung in Seilingspflanzen vermeide jegliches Zerreißen und Reißen und versuche, dich rückwärtsbewegend, aus den Seilingspflanzen herauszukommen.
9. Klettere nie von der Seite in ein Boot, sondern stets am hinteren Teil.
10. Folge stets den Anweisungen der dir zu Hilfe eilenden Personen.

Was mancher nicht weiß.

Die Vorgänger des Films waren die beweglichen Schattenbilder, die schon im 17. Jahrhundert üblich waren. Um das Jahr 1830 gab es eine Art Spielzeug, ein „Rad des Lebens“, in dem auf einer runden Scheibe eine Anzahl Bilder angebracht waren. Bei Drehung dieser Scheibe hatte man den Eindruck, daß das Bild sich bewegte.

Die Stadt Peking hat nicht immer diesen Namen getragen. Nachdem sie abwechselnd Ranking, Penking, Ching-tu, Ta-tu, Khanbelik genannt wurde, gab ihr im 15. Jahrhundert der Eroberer Hung Wo den Namen, den sie heute trägt: Peking, das heißt Nordhof.

Im Indischen Ozean, zwischen Madagaskar und Indien, gibt es 15.000 Inseln, auf denen es nicht ein einziges menschliches Wesen gibt. Einige dieser Inseln haben nur einen Flächenumfang von ein bis zwei Hektar, andere sind fünf bis acht Kilometer lang und einen Kilometer breit.

Au den Küsten Grönlands werden große Mengen Holz aus Sibirien angetrieben, während man an den Küsten von Alaska Kampferbäume aus Japan gefunden hat, die also durch den ganzen Stillen Ozean geschwommen sind.

Ein Mittel gegen Schlaflosigkeit sind warme Bäder, die den Menschen schläfrig machen, weil sie das Blut in die Blutgefäße an der Oberfläche des Körpers strömen lassen, so daß auf diese Weise das Gehirn blutleer wird.

Jänner, Juni und Juli sind in den meisten Ländern die Monate, in denen die meisten Ehen geschlossen werden.

Der Föder des Kamels gilt bei den Arabern als besondere Delikatesse. Der Geschmack des heißen Fleisches erinnert an Ochsenfleisch.

In New York sind vier große Wohnhäuser gebaut worden, deren Wände aus Glas bestehen, das für ultraviolette Strahlen durchlässig ist. Die Bewohner können sich durch Vorhänge von der Außenwelt abschließen.

Nachdem im Jahre 1923 drei Viertel von Tokio durch Erdbeben zerstört wurden, ist die Stadt jetzt nach siebenjähriger Arbeit wieder aufgebaut; die aufgewandten Kosten werden auf etwa eineinhalb Milliarden geschätzt.

Heiteres.

Lehrer: „Viele Tiere besitzen eine große Klugheit. Wer kann mir ein Beispiel dafür nennen?“ — Hans: „Die Hühner! Sie legen die Eier immer so groß, daß sie genau in den Eierbecher hineinpassen.“

Stadtfräulein: „Ach, diese herrliche Wiese! Man könnte sich stundenlang daran weiden!“ — Bauer: „Weiden Sie nur ruhig weiter, mein Fräulein, dem Vieh bleibt noch genug.“

Gastwirt: „Nun, Herr Müller, ist die Wurst gut?“ — Gast: „Ja — nur die Enden sollten weiter auseinander sein.“

Die Kriegshelden sind die Geißel der Welt. Da ringen wir mit der Natur, da kämpfen wir mit der Unwissenheit, gegen Hindernisse aller Art, um unser elendes Leben weniger hart zu gestalten. Da verwenden Menschen, Wohltäter, Gelehrte ihr Leben zur Arbeit. Da suchen sie nach Mitteln, ihren Brüdern zu helfen, sie zu unterstützen, ihr Los zu erleichtern. Da häufen sie, eifrig bedacht auf ihre gemeinnützige Aufgabe, Entdeckungen an. Da bereichern sie den menschlichen Geist, erweitern die Grenzen der Wissenschaft. Da liefern sie Tag für Tag dem Verständnis eine Summe neuen Wissens, Tag für Tag schenken sie ihrem Vaterlande Gesundheit, Wohlstand, Stärke. Dann kommt der Krieg, und in sechs Monaten haben die Generale die Früchte von zwanzig Jahren der Arbeit, der Geduld, der Genies zunichte gemacht! Was haben sie denn geleistet, die Kriegshelden, um ein wenig Verstand zu beweisen? Nichts. Was haben sie erfunden? Kanonen und Gewehre — das ist alles! Hat der Erfinder des Schublatrens durch die einfache, praktische Idee, den zwei Handhaben ein Rad beizugeben, für die Menschen nicht mehr geleistet als der Erfinder der modernen Befestigungen?

Guy de Maupassant („Der Krieg“)

Max: „Bata, ich hab' ein allfigen Traum gehabt, weiste, ich bin in 'ne Dungsgrube gefallen und du in 'ne Sirup-Jah!“ — Vater: „Dein Glück, Lummel, daß ich nicht in die Dungsgrube gefallen bin!“ — Max: „Aber! Ich wer' dir doch nicht in den Dungs fallen lassen ... aber mein Traum ist noch nicht zu Ende ... nämlich, nachher haben wir uns gegenseitig abgeleckt!“

Mutter: „Ich habe dir doch gesagt, Trudchen, du sollst am Heimwege von der Schule einen Schwamm kaufen. Hast du das vergessen?“ — Trudchen: „Nein, Mutter, aber ich war in drei Geschäften und da hatten alle lauter Wäcker.“

Der siebenjährige Willi wird von seiner Mutter in Grammatik abgehört. „Wie heißt die erste Person Einzahl?“ — „Ich“, antwortet Willi richtig. — „Und die zweite Person?“ — „Du.“ — Und so weiter bis zur dritten Person Plural. Da stockt Willi. — „Na“, will ihm die

Mama helfen, „wie nennst du denn eine Person, die du nicht „du“ nennen kannst?“ — Da erbleibt ein strahlendes Lächeln Willis Züge: „Dunkel!“ schmeitert er herans.

Fräulein Martha Luftwandel: mit dem Verehrer in dem Gärtchen vor dem Siedlungshaus. Schöpples, die Nachbarn im Parterre, genießen gerade die milde Abendluft am offenen Fenster. „Max“, sagt die Gattin, „man hört jedes Wort, ich glaube, er will ihr einen Heiratsantrag machen. Wir wollen nicht so indiscret sein — pfeife mal!“ — „Fällt mir nicht ein!“ wehrt Schöpple ab. „Wer hat bei mir gepfiffen!“

„Also du hast dich mit Egon verlobt! Hat er dir auch gesagt, daß ich ihm neulich einen Korb gegeben habe?“ — „Er hat es angedeutet. Er sagte, er hätte in letzter Zeit riesiges Glück gehabt!“

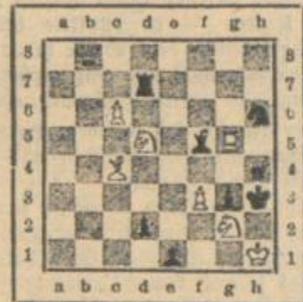
Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Zwellnitz Nr. 65 bei Tepitz-Schönow.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 50.

Von Gen. Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Zettfchen. Schwarz: Kh3; Dh4; Td7; Lc1, f5; Sh6; Bd2, g3 (8).



Weiß: Kh1; Dh8; Tg5; Lc4; Sd5, g2; Be6, f3 (8).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 47: Te6-e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Böhmert Max, Pashmann Reinhold, Mühlendorf Adolf, Dick Anton, alle aus Tschau; Schubert Josef, Bokau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Zettfchen; Koukal Eduard, Trupfchitz; Walter Ludwig, Kotel Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle Kwitkau; Hyna Josef, Hostomitz; Höyer Otto, Saaz; Sachs Anton, Trauschkowitz; Ulrich Richard, Görlau; Häufig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Kreiner Wilhelm, Tepitz; Hubert Rudolf, Proßeditz; Schlosser Heinrich, Graupen; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Haida (Sb4-e5 unmöglich, aufgedecktes Schach); Arumpe Richard, Dur; Dinnebler Emil, Zettfchen; Hofmann Johann, Probstau (nach Dd8-e8 folgt Tb5xb4?); Nr. 45: nach Dh7-h8 folgt Tb4-g4 also kein Matt im 2. Zuge; Trillich Gustav und Qual Adolf, Witterschan; Altkämmer Josef, Neuhof; Struboda Josef, Redwalditz; Kreibitz Franz, Hochdöbern bei Benken; Tille Josef, Loosdorf (besten Dank für die Sendung).

Koukal Ed., Trupfchitz; Aufgabe Ia nebenlösig nach Sd3-e1; Ha nach Dh7-b3! folgt Dg1-b1, kein Matt im 2. Zuge.

Kreisportfest in Komotau am 16. August.

Im Rahmen des Sportfestes finden Schachwettkämpfe in „Dick's Gasthaus“ in Oberdorf statt, es spielen 6. Bezirk, 8. Bezirk, 3. Bezirk, 7. Bezirk je 10 Mann, außerdem finden Vereinswettkämpfe statt. Nachmittags gelangt am Festplatz eine lebende Schachpartie zur Vorführung.